

TORY BILSKI

WILDE PFERDE

Wilde Herzen

Eine Geschichte von Frauen, Freundschaft
und Abenteuer auf Island




kailash

Über das Buch:

Über zwölf Jahre hinweg trifft sich die US-Amerikanerin Tory Bilski immer im Juni für eine Woche mit anderen Frauen auf einer Pferdefarm in Island. Als sie zum ersten Mal nach Thingeyrar kommen, sind sich diese Frauen fremd. Nur ihre große Leidenschaft für Islandpferde verbindet sie. Im Laufe der Jahre vertiefen sich ihre Beziehungen zueinander und es entstehen Freundschaften. Die Frauen trotzen gemeinsam Wind und Wetter und sie wachsen auf dem Pferderücken über sich und ihre Ängste hinaus. Dabei lassen sie die üblichen Probleme, wie kranke Eltern, schwierige Teenager oder finanzielle Sorgen, weit hinter sich und leben ihren Wunsch nach Abenteuer aus. Ein faszinierendes Porträt von Island und seinen einzigartigen Pferden und eine Reisebiografie voll frischem Humor.

Über die Autorin:

Tory Bilski gründete 2013 ihren preisgekrönten Blog Icelandica, auf dem sie von ihren jährlichen Reisen nach Island berichtet. Die US-Amerikanerin schreibt neben Reiseberichten auch erfolgreiche Kurzgeschichten und arbeitet an der Yale University. Sie lebt mit ihrer Familie in New Haven, Connecticut.

TORY BILSKI

Wilde Pferde, wilde Herzen

Eine Geschichte von Frauen, Freundschaft und
Abenteuer auf Island

Aus dem Amerikanischen von Anja Lerz



Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Wild Horses of the Summer Sun. A Memoir of Iceland« bei Pegasus Books NY Ltd., USA.

© 2019 by Tory Bilski

Deutsche Erstausgabe

© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Kailash Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Übersetzung: Anja Lerz

Lektorat: Werner Wahls Umschlaggestaltung: ki 36, Editorial Design, München, unter Verwendung eines Motivs von Diane Cook and Len Jenshel/getty images

Satz und E-Book Produktion: Satzwerk Huber, Germering

ISBN 978-3-641-25799-6

V001

www.kailash-verlag.de

Besuchen Sie den Kailash Verlag im Netz



Für Matthew, wegen allem

Inhalt

Vorwort

Das wilde Pferd in uns

Buch I: Der Schritt (Fet)

2004

Irrfahrt

Auf der Suche nach der perfekten Pylsur (Wurst)

Das Land Oz

Pferdegeschichten

Ankunft in Thingeyrar

Die Gäste im Gästehaus

Wo ich sein möchte

2005

Bitte sprechen Sie mir nach: Hvammstangi

Eves Leben

Kommt ein Vogel geflogen

Die Herde

Schwellenort

2006

Der Wind an diesen Orten

Buch II: Der Tölt

2007

Eine Nacht in Reykjavík

Mütter und Töchter

Die Männer Ihrer Majestät

Das Königreich des Pferdes

Der Tag, an dem Lisa ihren Tölt fand

Die Bullen-Saga

Nächstes Jahr: Island

2008

Reiterinnen aller Welt

Buch III: Der Trab (Brokk)

2009

Die Umstände

Was wir mit uns tragen

Sylvie verliebt

Die Herde verändert sich

Von Hengsten und Stuten

Pferde zähmen leicht gemacht

2010

Annus horribilis

Zurück in Snæfellsnes

Herdeninstinkt

Futterneid

Nächstes Jahr: Island?

Buch IV: Der Galopp (Stökki)

2011

Galopphilfe

Was alles fehlt

Einem geschenkten Gaul ...

Die Wahrheit über Elfen und Trolle

Nächstes Jahr: Island?

2012

Ja, aber die Réttir

Wir sind ganz schön herumgekommen

2013

Willkommen in Island

Lächerliche Frauen

Die Nächte des Magischen Denkens

Die Schwesternschaft der lächerlichen Frauen

In welchem wir bestellen, austeilen und gehen

Entrückt

Buch V: Der Pass (Skeið)

2014

Die Straße nach Thingeyrar

Der wilde Fluss

Um noch einmal auf diese Geister zurückzukommen

Mein Island-Ding

2015

Island verstehen

Fliegen lernen

»Thetta Reddast« (Das findet sich schon)

Wie wir unseren Weg finden

Das goldene Sommerland Thingeyrar

Epilog

Verschlossene Tore und verlorene Orte

Danksagung

Vorwort

Das wilde Pferd in uns

Man mag es tadeln oder loben, das wilde Pferd in uns lässt sich nicht verleugnen.

– VIRGINIA WOOLF¹

Ich bin außer Kontrolle, wie ich es am liebsten mag. Ich sitze auf einem Pferderücken, meine liebste Art der Fortbewegung. Ich galoppiere, meine Lieblingsgangart. Als wir das Meer erreichen, kann ich trotz des langen, kalten Weges das Temperament meiner Stute kaum zügeln. Es ist, als würde sie jetzt erst so richtig aus sich herausgehen.

Die Pferde werden hier alle wilder. In ihrem Blut regen sich der Wind und die Wellen des arktischen Meeres. Ich kann die Stute jetzt sowieso nicht mehr aufhalten, also lasse ich sie, lasse sie nach Herzenslust laufen – nach ihrer und nach meiner. Ich bin Teil ihres Rhythmus’ und ihrer Geschwindigkeit, wie wir hier über den verdichteten Sand galoppieren, die Gischt spritzt mir ins Gesicht, und so durchbrechen wir eine unsichtbare Barriere. Die ganze Welt wird zu dem, was ich über ihrer vom Wind gescheitelten Mähne zwischen ihren Ohren sehen kann. Sie ist schnell und wendig; manövrierfähig und hervorragend ausbalanciert wie ein Schiff. Ich denke nicht daran, herunterzufallen oder anzuhalten, ich überlege nur, wer von uns beiden – Pferd oder Reiterin – zuerst müde werden wird. Ich bin auf eine wilde Art frei, bin regelrecht euphorisch. Das weckt lange vergessene Impulse meiner Jugend in mir und bringt mein Herz dazu, voll auf Empfang zu sein, wacher als wach. In meiner Heimatstadt bin ich als die Frau bekannt, die nach Island fliegt, um dort zu reiten. Bei Partys oder im Café um die Ecke werde ich vorgestellt als: »Tory, von der ich dir erzählt habe. Sie fliegt jedes Jahr zum Reiten nach Island.«

Wenn diese Reise, die ich einmal im Jahr antrete, Teil meiner Identität ist, dann nehme ich das gerne an. Identitäten, die nicht an Erbgut oder Geburtszufälle gekoppelt sind, sind mir sowieso die liebsten. Ich bin Amerikanerin, was auch immer das heißen mag; die polnische Herkunft meines Vaters steht mir ins Gesicht geschrieben, obwohl die Verbindung zu der Kultur schon lange verloren gegangen ist. Die Seite meiner Mutter hat einen durcheinandergewürfelten Mischmasch nordeuropäischer Gene dazu beigetragen, von schottisch bis estnisch.

Was die Identitäten angeht, die wir uns selbst schaffen, habe ich meine Häkchen an den üblichen Stellen gemacht: Mutter, Ehefrau, Arbeitsbienenchen, Vorstadtbewohnerin. Aber die Frau, die auf Island reiten geht – das verleiht mir zumindest in meinem Denken ein bisschen mehr Stil als, sagen wir mal, Elternratsvorsitzende (das war ich auch mal). Immerhin würdigt man mich deshalb eines zweiten Blickes. Wenn jemand dabei ist, höflich an mir vorbeizugehen und mein Aussehen zur Kenntnis nimmt (Hallo!, sage ich) oder mein Alter (Hallöchen!) und nur beiläufiges Interesse für mich aufbringen kann, zögert derjenige dann doch kurz ... *Hä?* Ich meine, es ist ja nicht gerade so, als würde ich in Grönland Eisbärfahrten lesen (obwohl ich das gerne mal täte) oder beim Rentiertreiben in Lappland mitmachen (oh, bitte, bitte!), aber Reiten auf Island, das landet immerhin auf einem guten dritten Platz.

Wir sind, was wir wagen.

Warum Island, warum Pferde, warum ich? Weil ich mich in meinem Büro bei meinem Schreibtischjob langweilte – in der Langeweile beginnt das Abenteuer – und einen meiner ersten Streifzüge in »dieses Internet« unternahm, damals, etwa 1999, als Google noch neu war und es noch kein Verb dazu gab. Es war gerade erst ein paar Jahre her, dass ich meine Abschlussarbeit über die Invasionen der Wikinger in England geschrieben hatte, in der ich die kulturellen Einflüsse betrachtete, die diese Invasionen auf das Leben der Angelsachsen gehabt haben mochten. Ich hatte die nordischen Siedlungen in Yorkshire und Lincolnshire untersucht, jedoch

kein einziges Mal über die Siedlungen auf Island nachgedacht. Aber dann führten mich die Klicks über die neuen Trittsteine im weltweiten Netz schließlich auf die offizielle Seite des Islandpferds. Ich hielt inne und starrte die Seite lange an. Ich hatte etwas gefunden, von dem ich gar nicht gewusst hatte, dass ich es suchte.

Auf meinem Bildschirm war ein Schwarzbrauner, der alleine auf einem grasbewachsenen Hügel im Nebel stand. Es ist schwer zu sagen, warum bestimmte Themen, Objekte oder Orte bei bestimmten Leuten besonderen Nachhall finden. Warum manche Leute wie magisch vom afrikanischen Kontinent angezogen werden oder, sagen wir mal, von allem, was irgendwie italienisch ist.

Aber von diesem ersten Blick auf das pixelige Islandpferd an war ich regelrecht besessen, war wieder ein verknalltes junges Mädchen. Es war ein muskulöses Pferd mit einem edlen Kopf, einem kompakten Körperbau, weiten Nüstern und einer wallenden schwarzen Mähne, die ihm der Wind aus dem Gesicht wehte. Ich wusste, dass es ein Hengst war; er hatte die Ausstrahlung eines harten Kerls. Das war ein Pferd, bei dem ich eine Botschaft aus vergangenen Zeiten spüren konnte, eine Erinnerung daran, eine Vertrautheit, was Ort und Zeit angeht (ich weiß, ich weiß ...). Normalerweise glaube ich erst nach dem dritten Glas Wein an vergangene Leben, aber da war ich nun einmal, um die Mittagszeit beim Aufschieben meiner eigentlichen Aufgaben, und starrte dieses dunkle Pferd an, das mir wiederum unverwandt entgegblickte. Lang war es her gewesen, Jahrhunderte, aber jetzt nahmen wir wieder Kontakt zueinander auf.

So fing der Traum also an. Dieser Ort: Island; dieses Pferd: das Islandpferd.

Als sich der Norden erst einmal in meiner Psyche festgesetzt hatte, ließ er mich nicht wieder los. Damals befand sich Island noch nicht auf dem Radar der Touristen. Es hing so an der Kante der Europakarte. Wenn Leute überhaupt irgendetwas wussten, dann, dass Erik der Rote absichtlich die Bezeichnungen vertauscht und den Leuten dadurch erfolgreich

verschwiegen hatte, dass Island eigentlich grün und Grönland von Eis bedeckt war. Manche hatten vielleicht von Björk gehört. Oder wenn sie zum kleinen Kreis der Eingeweihten zählten, kannten sie Sigur Rós und die aufkeimende Musikszene Reykjavíks. Vielleicht wussten sie von den günstigeren Flügen nach Europa, die einen Zwischenstopp in Keflavík erforderten. Weitenteils kannte man Island eben als Streckenposten auf dem Weg nach London oder Paris.

Als ich von meiner Sehnsucht erzählte, dorthin zu reisen, lachte meine Cousine mich aus: »Wo willst du hin? Was willst du da? Hört sich an wie die Hölle.«

Sie war nicht die Einzige. Am Ende des letzten Jahrhunderts kannte ich niemanden, weder aus meiner Familie noch aus dem Freundeskreis, der auch nur das winzigste bisschen Interesse an Island hatte. Geschweige denn an Islandpferden.

Mein Ehemann versuchte mich auf seine Art davon abzuhalten. Wenn ich weg war, passierte immer irgendetwas: Der Keller lief voll, es regnete durchs Dach, der Hund wurde krank, die Kinder verpassten Unterricht. Als wäre ich der Glücksbringer des Haushalts. Er bekam seine Arbeit nicht erledigt. »Warum kannst du dich denn nicht in ein Pferd aus der Gegend hier verlieben?«, fragte er. »Was stimmt denn mit den Pferden in Connecticut nicht?« Er dachte wohl, ich wäre in Sachen Pferde so etwas wie eine Rassistin.

Eine Freundin ermutigte mich dann doch und überlegte laut, ob das meine Art Midlifecrisis sei. Ob ich mich jetzt eben anstatt in einen anderen Menschen in etwas ganz anderes verliebt hätte; ein Pferd, eine bestimmte Art Pferd. Nach weiterem Nachdenken sagte sie: »Oh Tory, du musst unbedingt los«, was sämtliches Abwägen und Debattieren beendete. Sie war Sozialarbeiterin, ausgebildet nach C. G. Jung, die sich hier und da mit Expeditionen in die Wüste zur Visionsfindung beschäftigte. Sie packte mich mit einer Dringlichkeit am Arm, die ich nicht einfach abtun konnte: »Dein

Krafttier ruft dich. Dein Totem. Dir bleibt gar nichts anderes übrig – du musst ihm begegnen, es begrüßen.«

Mein digitales, mythisches, totemhaftes Pferd rief, und ich musste reagieren. Ich richtete meinen Kompass gen Norden, zu diesem entfernten eisigen Felsen von einer Insel im nördlichsten Meer, wo ich mich auf einen Pferderücken werfen und bis ans Ende der Welt galoppieren wollte. Um mir im Rhythmus des Hufschlags die Eintönigkeit aus Leib und Seele zu trommeln und das schlummernde Begehren nach (und die Ehrfurcht vor) einem schnellen Pferd zu wecken.

Das war nicht meine erste Liebe, was Pferde anging. Als junges Mädchen war ich bereits einmal pferdenärrisch gewesen. Ich habe alles mitgemacht: Reitstunden, Reiterferien und Pferdepflege, bei der ich um die Mähne eines 1 000 Pfund schweren Tiers so viel Aufhebens gemacht habe wie andere Mädchen um ihre Puppen. Aber mit etwa elf Jahren verflog mein Eifer.

An der Schwelle zur Pubertät wurde mir meine Mädchenbande wichtiger als die Liebe zu den Pferden. Der in uns wohnende Wunsch, zu einem Stamm dazuzugehören, gewann die Oberhand, doch in der Clique gab es keinen einzigen Pferdefan. Wir Mädchen wohnten alle im selben Viertel, fuhren mit demselben Bus nach Hause. Unsere Häuser lagen am Rand eines 400 Hektar großen Waldes, den wir jeden Tag nach der Schule durchstreiften. Wir stellten unseren Wagemut auf Bahnschienen auf die Probe oder mit improvisierten Hockeyspielen auf zugefrorenen Flüssen, aus deren Oberfläche Wurzeln und Steine ragten, oder spielten mit Streichhölzern, die wir gegen vertrocknete Grashalme schnippsten, die (ach du Scheiße) viel zu schnell Feuer fingen. In den Überresten einer alten Kaserne schlossen wir einen Pakt, dass wir zurückkehren würden, wenn wir älter wären. Wir schworen, wir würden ihn auf jeden Fall einhalten, aber der Gedanke schwand immer mehr, je größer wir wurden. Wir redeten die ganze Zeit. Wir aßen Lakritzstangen und tranken Kakao. Wir probierten Zigaretten aus, testeten verschiedene Arten zu paffen und zu inhalieren und

taten oft, als hielten wir bei einer todschicken Party ein Cocktailglas in der Hand.

Ach, die guten alten Zeiten.

Manchmal dreht das Leben eine Extrarunde und gibt uns die Chance, uns neu zu erfinden, eine frühere Inkarnation noch einmal aufzusuchen. Und so saß ich dreißig Jahre später in Island mit einer Horde Frauen in einem Van, mit neuen Freundinnen. Nur war das, was uns verband, dieses Mal die Sehnsucht nach den Islandpferden. Und wir hatten nicht vor, einen Pakt zu schließen, der uns dazu verpflichtete, jedes Jahr wiederzukommen. Trotzdem taten wir genau das. Jeden Juni ließen wir unser normales Leben, vollgestopft mit Arbeit und Alltag und den Sorgen und Pflichten des Erwachsenenlebens, hinter uns. Unsere Zeit in Island war kein Urlaub, sondern unsere Berufung auf Zeit. Wir ritten durch Lupinenfelder und über Sandbänke aus schwarzem Vulkansand. Wir durchquerten Flüsse und Seen und kamen schlammüberzogen zurück in unser Gästehaus nach Thingeyrar. Wir redeten die ganze Zeit. Wir aßen Kuchen und tranken Bier. Wir wurden gemeinsam älter, hielten einander jung.

Ach, die guten, guten alten Zeiten.

¹ Woolf, Virginia: Jacobs Zimmer. Übersetzt von Heidi Zerning, herausgegeben und kommentiert von Klaus Reichert. München: Luchterhand, 2006.

Buch I

Der Schritt (Fet)



Eine langsame und natürliche Gangart im Viertakt, bei der immer zwei Hufe den Boden berühren und bei der sich alle Hufe in gleichmäßigem Tempo vorwärtsbewegen.

2004



Irrfahrt

Beim ersten Mal, gleich nach dem Start, Jahre vor dem Einzug technischer Raffinessen wie GPS oder iPhones, verfahren wir uns. Binnen dreißig Minuten nach unserer Abfahrt in Reykjavík finden wir uns an einer Weggabelung wieder, schmeißen unsere geballten Orientierungskünste zusammen und nehmen die falsche Abbiegung. Wir sind neun Frauen, die sich mit dem Gepäck auf dem Schoß und zu unseren Füßen in drei Reihen in einen Van gestopft haben – vier Teenager, vier Frauen mittleren Alters und Sylvie, die sich jeder Altersangabe entzieht. Die Teenager sitzen ganz hinten und haben sich mithilfe ihrer iPods ausgeklinkt.

Tüten mit Käsegebäck und Schokoladenkeksen werden herumgereicht. Eve fährt, und wir übrigen Erwachsenen, Sylvie, Maggie und ich jedenfalls, sollen navigieren. Zu dem Zweck haben wir eine Karte von der Sorte, die sich schlecht zusammenfalten lässt und die es in Tankstellen und Touristeninformationen zu kaufen gibt. Unsere Zeigefinger fahren pflichtschuldig, wenn auch falsch, den Weg entlang. Wir wechseln uns alle paar Minuten ab und unterbrechen hin und wieder unsere Gespräche, um so zu tun, als würden wir uns tatsächlich für die Richtungsangaben interessieren. Dann sagen wir etwas so Hilfreiches wie: »Wir sollten eigentlich jeden Moment in Smörgåsbordafjörður ankommen.« Nach dieser Ankündigung knüllen wir die Karte wieder zusammen und reichen sie weiter, als wollten wir sagen: »Aufgabe erledigt, reich mir mal die Butterkekse.«

Am meisten redet Sylvie. Ihr Gesprächsstoff reicht von ihrer Begeisterung über ihren neuen Yogalehrer, Rodney Yee (Eve stimmt ihr bei, »Er ist ein Gott«), über Pema Chödrön (Eve wieder: »Eine Göttin«) bis hin zu Sartre

(hier herrscht dann Schweigen) und Shakespeare, meinem einzigen Zugang zu diesem Gespräch. Bei Titania, Jago und König Lear kann ich mitreden.

Sylvie quietscht und drückt von hinten gegen Eves Sitz. »Siehst du, deshalb habe ich sie eingeladen, ich brauche eine Literaturfreundin!« Eve ist eher ihre spirituelle Freundin, nehme ich an.

Ich kenne diese beiden Frauen, die die Reise organisiert haben, kaum. Die anderen Frauen und die Mädchen kenne ich gar nicht. Wir fahren zu Helgas Hof, eine Person und ein Ort, die ich ebenfalls nicht kenne. Aber ich bin an einem Ort, den ich liebe: Island. Sie lieben, was ich liebe: Islandpferde.

Sylvie ist die Verbindung zu Helga: »Wir haben uns angefreundet, als wir zusammen nach Saratoga gefahren sind, um uns ein Pferd anzuschauen. Wir fuhren stundenlang herum und verirrten uns im Dunkeln und konnten den Stall nicht finden. Dabei haben wir uns angefreundet.«

Sylvie ist besitzergreifend und gibt mit ihrer Freundschaft zu Helga an. »Sie hat mich eingeladen und gesagt, ich könnte auch andere einladen. Wir sind die Einzigen, für die sie das macht. Normalerweise öffnet sie ihr Gästehaus nicht für Leute, die sie nicht kennt. Sie macht das für mich und die, die ich ihr vorschlage.«

Vor dieser Reise hatte ich Sylvie ein paarmal und Eve vielleicht zweimal auf ihrem Hof in den Berkshires getroffen. Das ist der einzige Islandpferdehof, der für mich halbwegs erreichbar ist. Die Fahrt dorthin dauert eindreiviertel Stunden; das schaffte ich hin und zurück an einem Tag. Von Eves Stallverwalter erfuhr ich von ihrer Reise nach Island. Dann schrieb ich Sylvie eine langatmige E-Mail, um zu fragen, ob sie noch einen Platz für mich hätte. Sie schrieb zurück: »Van ziemlich voll. Platz über Radkasten/Heizung frei.« Das verstand ich als Ja. Bald lernte ich, dass Sylvie, die sich mündlich sehr wortgewandt ausdrückt, sich schriftlich kurzfasst und ihre abgekürzten Mitteilungen allerlei Interpretationsspielraum lassen.

Ich war also die Letzte, die dazustieß. Eigentlich gehöre ich gar nicht dazu, bin vielleicht gerade mal eine Stufe höher als eine Anhalterin. Wie

versprochen, bin ich auf dem Radkasten gelandet, mein Kopf stößt immer wieder gegen den Dachhimmel. In jeden verfügbaren Zwischenraum sind Reisetaschen und Taschenbücher gestopft. Mein Sitz ist tatsächlich so etwas wie der heiße Stuhl – im Juni braucht man in Island manchmal noch die Heizung, und die warme Luft strömt aus der Seitentür neben mir.

Eve bremst, um ein Straßenschild besser lesen zu können. »Findet jemand diese Stadt auf der Karte?«

Maggie hat die Karte und studiert mit zusammengekniffenen Augen das Schild, nicht die Karte. »Ich glaube schon.«

Die Antwort stellt uns soweit zufrieden, und wir fahren weiter. Eve wirft im Rückspiegel einen Blick auf die Teenager und versucht sie miteinzubeziehen. »Sollen wir Earl hören?«

»Ja, Earl«, sagt Maggie, »mach Earl an.« Sie hat bisher kaum gesprochen, außer um mit absoluter Sicherheit zu sagen, dass wir an einer Kreuzung, die sich noch als wichtig herausstellen wird, rechts fahren sollten anstatt links.

»Sollen wir Earl hören?«, wiederholt Eve Unterstützung und Enthusiasmus heischend.

»Earl«, fordert Sylvie.

Eine der Jugendlichen pult ihre Stöpsel aus den Ohren und wühlt in ihrer Tasche nach einer CD.

Ich habe keine Ahnung, wer oder was Earl ist, aber kurz darauf dröhnt es aus den Lautsprechern vorne. Ich kenne das Lied nicht, verstehe auch nicht alles, aber den Grundgedanken bekomme ich mit. *Goodbye Earl*, Earl muss sterben. Das Rachelied einer Frau. Beim Refrain singt Eve mit. Earl ist tot. Ich lehne mich zurück und entspanne mich. Diese Frauen und Mädchen sind in Ordnung. Außerdem ist da wohl jemand wütend auf seinen Ehemann.

Nach ein paar mehr Liedern von den Dixie Chicks höre ich, wie Eve vor sich hinmurmelt. »Mmm, irgendwann sollten wir eigentlich durch einen Tunnel fahren.«

Die Landschaft hat sich nur minimal verändert: Jetzt stehen nicht mehr nur ein paar Pferde auf der Wiese – bei deren Anblick Sylvie jedes Mal »Pferdchen!« ruft – sondern Hunderte, Herden aus fruchtbaren Stuten und schlaksigen Fohlen. »Babys!« Es ist der Traum eines jeden Pferdeliebhhabers. Pferde, so weit das Auge reicht, auf isländischem Grün, so weit das Auge reicht. Wir geben die Karte auf und schnappen unsere Kameras, halten sie planlos aus dem Fenster und knipsen drauflos.

Die Erwachsenen im Auto fallen beim Anblick dieser Pferde wieder in ihre Kindheit zurück, die Teenager weniger. Ich bin 46, und Sylvie geht auf die 66 zu; Maggie ist Eves nur wenig ältere Schwester, und Eve ist, schätze ich, knapp über 50. Bis heute kenne ich Eves wahres Alter nicht. Wenn die Sprache darauf kommt, lenkt sie ab. Ich kenne viele solcher Frauen. Sie wollen nicht aufgrund ihres Alters kategorisiert werden, und das ist auch okay. Wenn wir jetzt in einer Zeit des Genderfluid leben, können wir meiner Meinung nach auch unser Alter unterschiedlich flexibel definieren. Wir können es als Spektrum betrachten, und wir können uns in unserem Lebensalter hin und her bewegen, wie wir wollen. Wenn das infrage gestellt wird, können wir sagen: Warum sollte man bei der Biologie des Alters so dogmatisch sein? Wie wir da aus dem Fenster hängen und all die Pferde rufen und locken, sind wir wieder zehn Jahre alt.

Eve gibt ihr Bestes, um uns ans Ziel zu bringen. Sie fährt vor einem Straßenschild rechts ran, schaut sich den Stadtnamen an und fragt: »Sieht das nach irgendwas aus, das auf der Karte steht?« Auf dem Rücksitz stecken Sylvie und ich die Köpfe zusammen und tun so, als würden wir wieder die Karte studieren. »Mmm, irgendwie schon.«

Sylvie gibt auf und hält die Karte hoch. »Wer kann gut Karten lesen?«

Maggie und ich melden uns nicht freiwillig. Sylvie wedelt mit der Karte vor meiner Nase herum. »Hier, navigier du mal.«

Wenig überzeugt nehme ich die Karte, bin aber in Gedanken immer noch draußen in der Graslandschaft bei den Pferden, die frei über alle Hügel und Täler rennen. Ein Fest für die Augen. Ich weiß nicht, ob ich mich an Szenen

aus meiner Kindheit erinnere oder ob es mein paläo-genetisches Gedächtnis ist, aber nichts senkt meinen Blutdruck so wirkungsvoll, nichts stimuliert meinen Hippocampus und steckt meine Dopamin-Rezeptoren in Brand wie der Anblick von Pferden. Schlagartig empfinde ich Frieden, Ruhe und, völlig unpassend, Aufregung. Die Karte flattert schlapp in meinen Händen, während Eve weiterfährt.

Sylvie plaudert über ihren Ehemann, der nicht mit ihr umgezogen ist und immer noch in Connecticut wohnt: »Ganz ehrlich, ein Langweiler, er verhält sich wie ein alter Mann. Er will überhaupt nichts machen.«

Eve bremst ab, bis wir beinahe stehen. »Leute, wir sind jetzt schon seit Meilen auf einer Schotterstraße. Hier ist weit und breit keine Landstraße in Sicht.«

Das alarmiert Sylvie, die mit dem für sie typischen übertriebenen Einatmen dramatisch erklärt: »Wir haben uns verfahren. Fahr ran.« Sie schlägt sich die Hände vors Gesicht.

Zu diesem frühen Zeitpunkt unserer Reisen kannte ich Sylvies Ängste noch nicht, aber ich erkenne, wenn jemand Angst davor hat, sich zu verirren. Mein Mann hat diese Angst auch. Es gibt keine schmerzlindernden Worte, um so jemanden zu beruhigen.

Eve fährt bei einem Schotterparkplatz rechts ran, und unter uns liegt die Wasserfläche eines hypnotisch blauen Fjords. Seine Farbe ist nicht nur einfach Blau, sondern ein Königs-Kobalt-Blau, das metallisch gepunktet schimmert wie das Bild eines Impressionisten und goldene Flecken auf den Innenseiten meiner Augenlider hinterlässt. Es ist ein Blau, das ich bislang nur in Island gesehen habe. Ein Nordmeerblau. Eine so satte Farbe, dass man anfängt, über die Bedeutung des Wortes »Farbe« nachzudenken und darüber, wie das Licht Farbe erzeugt.

Eve lässt sich von der Tatsache, dass wir uns verfahren haben, nicht aus der Ruhe bringen, und ich mich auch nicht. Mir macht es nichts aus, wenn ich mich verirre, solange ich Zeit habe und weiß, dass mir keine Gefahr droht. Und Juni in Island bedeutet Tageslicht rund um die Uhr. Vielleicht

trüben Wolken das Licht ein bisschen, aber auch nachts wird es nicht dunkel. Und selbst im schlimmsten Fall haben wir genug ungesundes Zeug im Auto, um uns ein paar Tage durchzuschlagen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir uns in naher Zukunft um das letzte Päckchen Butterkekse streiten. Was mir jedoch Sorgen macht, ist Sylvies Angst. Außerdem befürchte ich, dass ich bei den anderen auf ewig als Versagerin gelten werde, was meine Navigationskünste angeht. (Wie sich herausstellt, ist das eine legitime Befürchtung: Jedes Jahr fangen wir an der Kreuzung vor dem Tunnel wieder an darüber zu diskutieren, woran es wohl lag, dass wir uns in jenem ersten Jahr verfahren haben und wer wohl Schuld daran hat. Nachdem Maggie nie wieder mitgekommen ist, landet der Schwarze Peter standardmäßig bei ihr.)

Zwischenzeitlich stöpseln sich die bisher schweigsamen Teenager von ihren Ohrhörern ab. »Was ist los?«, fragen sie.

»Ich glaube, wir haben die Abzweigung zu dem Tunnel verpasst«, sagt Eve verunsichert, was sie aber durch ihre gute Laune überspielt.

»Wir sind hoffnungslos verloren«, blökt Sylvie. »Wer hat denn gesagt, wo's langgeht?«

Das Beweismittel, die Karte, liegt noch auf meinem Schoß. Aber viele Meilen weiter zurück war es Maggie, die gesagt hat, wir sollten rechts fahren, wo ich meinte, wir hätten links gemusst.

»Wir kommen schon klar«, sagt Eve, die das Fjordufer betrachtet. Eine Familie, etwa zehn Leute, vermutlich Großeltern, Eltern und Kinder, graben dort nach Muscheln. »Vielleicht können die uns ja helfen.«

Sylvie reißt mir die Karte aus der Hand und steigt aus. Sie zieht sich die Jeans hoch, ehe sie mit energischen Schritten das Ufer entlangschreitet. »Schau mal einer an, wie die losgeht!«, sagt Eve.

Sie geht wie ein Cowboy mit ihren mageren, leicht gekrümmten Beinen. Ihr lockiges rotes Haar wird nur teilweise von einer peruanischen Wollmütze in Schach gehalten. Sie trägt eine rote Harry-Potter-Brille und um ihren Hals einen weiteren Farbklecks in Form eines Schals aus Bali. An

den Füßen hat sie australische Stallschuhe, klassische halbhohle Blundstone-Stiefeletten. Irgendwie funktioniert dieses internationale Mode-Durcheinander gut an Sylvie, sie stolziert mit dem Selbstbewusstsein eines Topmodels herum.

Im Näherkommen winkt sie den Einheimischen mit der Karte über ihrem Kopf zu und begrüßt sie auf ihre typische Art: »Juuhuuu, juhuhu!«

Beim ersten Hinsehen wirkt es, als würden sie sie ignorieren. Es ist eine Binsenweisheit, dass das Maß, in dem eine Frau ignoriert wird, proportional zu ihrem Alter zunimmt. Aber Sylvie kann man kaum ignorieren. Sie trampelt den Hügel hinunter auf sie zu. Wir hören sie fragen: »Hallo, spricht hier jemand Englisch?«

Außerhalb der Hörweite und in sicherer Entfernung in unserem Van beobachten wir die Unterhaltung mit Händen und Füßen. Bis Eve sagt: »Ich muss pinkeln.« Was einen Rattenschwanz an »Oh ja, ich muss auch, ich sterbe gleich« nach sich zieht. Eve sagt: »Da drüben sind ein paar Felsen.«

Voller Abscheu verkünden die Mädchen: »Ich würde eher sterben, als im Freien zu pinkeln.« Woraufhin ich die Weisheit in Worte fasse, die ich in vielen Jahrzehnten mit voller Blase gesammelt habe: »Ich würde eher im Freien pinkeln, als mir in die Hose zu machen. Es wird Stunden dauern, bis wir hier eine richtige Toilette finden.«

Eve, Maggie und ich purzeln aus dem Wagen und schauen uns verstohlen nach einem passenden Felsen um. Praktisch gleichzeitig findet jede von uns einen Felsen für sich, hinter dem sie sich hinkauert, pinkelt und so schnell wie möglich die Hosen wieder hochzieht. Aber das weckt aus irgendeinem Grund die Aufmerksamkeit der Isländer. Jedenfalls ruft es stahlharte Blicke hervor. Sind wir angeeckt? Haben wir uns wie ein Rudel Straßenköter verhalten, das einen Späher als Ablenkung losschickt, damit der Rest das Revier markieren kann?

Sylvie stapft wieder den Hügel hoch, sie scheint entmutigt. Die Muscheln sammelnde Familie dagegen wirkt irgendwie ein bisschen erleichtert. »Wir sind vom Weg abgekommen. Wir haben den Tunnel verpasst.«

Das erste Mal überhaupt schaue ich mir die Karte genauer an und finde heraus, wo der Fehler lag. »Als wir den Tunnel verpasst haben, müssen wir hier lang gefahren sein, ganz bis zu diesem Fjord hier, Hvalfjörður. Der Buckel, auf dem wir gerade sind, muss dieser Knubbel auf der Karte hier sein.«

Eve hört mir zu und kann dem folgen, was ich sage, aber Sylvie ist schon wieder in Gedanken. Sie schaut zum Strand hinunter und betrachtet die nach Muscheln grabende Familie. »Ich glaube nicht, dass die mich besonders mochten.« Wir versichern ihr, dass es nur daran lag, dass sie sie nicht verstanden haben.

Eve hupt und winkt der Familie am Strand zu. Bevor wir losfahren ruft sie laut: »Danke, danke, danke!«

Eve sagt: »Seht ihr? Das Universum versorgt uns. Bei unserem nächsten Halt rufe ich Helga an und sage ihr, dass wir ein bisschen später dran sind.« Eve ist die Einzige, die ein Handy dabei hat, und ein sehr beeindruckendes noch dazu: ein funktionierendes Blackberry. Der Empfang ist allerdings ein wenig launisch. Sie muss es halb aus dem Fenster halten oder auf einer Wiese stehen oder sich gegen eine Wand lehnen.

Alleine die Erwähnung von Helga und dem Hof belebt Sylvie. Sie wird wieder ganz aufgedreht und quietscht: »Und die wird Pferde für uns haben!«

Die erwachsenen Frauen im Auto sind viel aufgeregter als die Teenager. Und Sylvie, die »Erwachsenste« von allen, ist die aufgeregteste von allen.

Oh, und dann ist da noch die Frau auf dem Rücksitz, Dora.

Ich habe sie in der Geschichte bisher ignoriert, weil ich glaube, dass sie in Ruhe gelassen werden wollte.

Sie beteiligt sich an keiner Unterhaltung, selbst wenn sie gelegentlich mal die Augen aufmacht. Die restliche Zeit über tut sie, als würde sie schlafen oder, was weiß ich, vielleicht schläft sie auch wirklich. Es ist wie bei einer Obdachlosen, die neben einem Straßencafé ihr Lager aufgeschlagen hat; man isst und trinkt und hat Spaß, aber sie ist eben da. Obwohl sie sich um

ihre Angelegenheiten kümmert, erinnert sie einen doch daran, dass nicht jeder, nicht einmal in unserem abgeschlossenen Van, einen schönen Tag hat.

Nicht, dass Dora in irgendeiner Form ärmlich aussähe. Aber sie sieht eben auch nicht aus wie der Rest von uns. Sie ist nicht für Island passend angezogen, trägt weder Polartec noch einen Parka, schwere Pullover und Stallstiefel. Sie hat teure Jeans, eine Seidenbluse, eine elegante Jacke mit Fellbesatz und Ballerinas von Tory Burch an. Eine schwere Parfümwolke hängt im Auto – noch so eine Sache, die keine von uns auf dem Weg zu einem Pferdehof tragen würde. Nur ihre Haare passen nicht ganz ins Bild, sie sind schmutzig, steif und ungekämmt und ein bisschen zu goldblond. Ganz allgemein gesprochen sieht sie golden aus. Ihre Handgelenke, ihre Finger, ihr Hals und die Ohren sind mit Goldschmuck bestückt. Sie ist solariumgebräunt, hat obendrein Bräunungspuder aufgelegt und die Augen geschminkt wie Kleopatra, mit schwarzem Kajal und metallisch-goldenen Augenlidern. Ich weiß, es heißt oft, Frauen würden sich für andere Frauen stylen, aber in ihrem Fall wirkt es auf mich nicht so. Sie stylt sich für jemanden, der nicht da ist.

Immer wieder schaut Eve im Rückspiegel nach ihr. Wenn sie das tut, verdreht Sylvie die Augen, um zu signalisieren, dass ihr die Anwesenheit dieser Mitreisenden nicht behagt. Maggie tut so, als wäre Dora nicht da, und ich bin gespannt auf die Geschichte, die dahintersteckt.

Auf der Suche nach der perfekten Pylsur (Wurst)

Als wir endlich wieder auf der Ringstraße und in der richtigen Richtung unterwegs sind, fängt Eve davon an, dass sie auf Milchprodukte verzichtet und sich so gut fühlt wie nie zuvor. »Jack und ich haben umgestellt. Laktose ist Gift. Menschen sind gar nicht für die Aufnahme von Milchprodukten geeignet.«

Sylvie stimmt mehr oder weniger zu. Sie arbeitet in einem makrobiotischen Reformhaus und sagt, es habe lange gedauert, bis sie Reismilch in ihrem Morgenkaffee akzeptieren konnte. »Aber so furchtbar schlimm geht es mir damit jetzt auch wieder nicht. So schlimm nicht.«

Ich frage sie: »Seid ihr denn laktoseintolerant?«

Beide antworten, das seien sie nicht, aber Eve holt aus. »Alle Menschen sind in gewissem Maße laktoseintolerant. Laktose macht uns krank. Unsere Körper können sie nicht verwerten, und das führt zu Krankheiten.«

Käse und alles was cremig ist und aus einer Molkerei kommt, sind ein Hauptbestandteil meiner Ernährung. Ehrlich gesagt geht es mir richtig gut, wenn ich fettige Milchprodukte zu mir nehme. Ich würde sogar noch weitergehen und behaupten, dass sie mir das Gefühl geben, geliebt zu werden. Aber ich lasse mich in Sachen Ernährung leicht beeinflussen und überdenke kurz meine Liebe zu Käse und Eiscreme, obwohl Island nun nicht der richtige Ort für einen Entzug zu sein scheint.

»Ich bekomme langsam Hunger«, sagt Sylvie. Die Diskussion um den gefährlichen Milchzucker wirkt anscheinend appetitanregend.

»Ich auch«, sagt Eve.

Obwohl wir die ganze Zeit Kekse, Salzbrezeln und Lakritze essen, ist es inzwischen Zeit für eine Mittagspause geworden.

Eve fängt ganz harmlos an. Sie schlägt vor, einen Hotdog zu kaufen. »Als ich das letzte Mal in Island war ...«

Das hier ist nicht Eves erste Islandreise. Sie war schon zweimal mit ihrem Mann Jack hier, um Pferde für ihren Islandpferdehof in den Berkshires zu kaufen.

»... da habe ich an einer Tankstelle einen Hotdog gegessen. Das muss irgendwo hier in der Gegend gewesen sein, an einer dieser N1-Theken. Mann, war der gut!«, sagt sie mit verhangenen Augen, als sei ein Hotdog an einer Tankstelle das Beste, das sie je in ihrem Leben gegessen hat.

»Der hatte so einen gewissen Biss, das weiß ich noch genau, und die Röstzwiebeln und das Brötchen waren einfach perfekt.«

Wie gesagt, ich bin leicht zu beeinflussen, wenn es ums Essen und Diäten geht. Ich nehme es Eve also nicht unbedingt übel, dass sie mir das antut, sie kann ja nicht wissen, wie besessen ich von dem Gedanken an Essen sein kann. Aber mit ihrer Bemerkung schickt sie mich auf die lange, weitschweifige Suche nach dem perfekten isländischen Hotdog.

Sie wiederholt dieses überaus wichtige Detail – wie das Würstchen unter den Zähnen knackt, wenn man in die Wurstpelle beißt. Sie beschreibt, was für ein Tag das war: kalt und regnerisch, der Nebel zwang sie, an einer Tankstelle zu halten und zu warten, bis das Wetter besser wurde. Sie waren unterwegs, weil sie ein Pferd kaufen wollten.

Das ist die entscheidende Dreierkombination zum Glück, finde ich: eine Reise mit einem Zweck – ein Pferdekauf; herausfordernde Umstände – schlechtes Wetter; und unerwartet gutes Essen – ein Hotdog.

»Werden die gekocht oder gebraten, diese Würstchen?«

»Die liegen auf so einem Würstchen-Roller. Weißt du, so ein Gerät mit Rillen, in dem die aufgewärmt und ein bisschen knusprig angebraten werden.«

»Was für eine Art Brötchen?«

»Einfach ein weißes Brötchen, so ein weiches, schwammiges.«

»Ketchup oder Senf?«

»Keins von beidem, sondern zwei Arten Remoulade, eine weiße und eine gelbe.«

Jede Antwort auf meine Fragen steigert mein Verlangen. »Sind sie aus Schweinefleisch oder aus Rind?«

»Schätzungsweise Lamm und Schwein. Und obendrauf kommt Kartoffelsalat.«

Kartoffelsalat? Ich sterbe gleich vor Gier nach einem Hotdog. Und dabei bin ich normalerweise kein großer Würstchen-Fan. Eigentlich gehören sie sogar zu den Dingen, die ich am wenigsten mag. Ich stelle mir sie als eine Art Kunstfleisch aus Abfallprodukten vor; das, was eben dabei herauskommt, wenn man die Innereien und Eingeweide und zermahlene

Gründen, als hätte ich hohes Fieber, das nur durch diese Worte gelindert werden konnte. Ich ging sogar so weit, sie direkt zu fragen: »Bin ich die beste Tochter auf der Welt gewesen?«

Sie sagte: Ja, natürlich.

Aber das genügte mir nicht. Ich wollte, dass sich diese Worte im Kopf meiner Mutter von selbst zusammenfügten und mir frei Haus geliefert wurden.

Ich hungerte nach Liebe.

Meine Mutter starb schnell, aber nicht plötzlich. Ein langsam verglimmendes Feuer, wenn die Flammen in Rauch aufgehen und der Rauch sich in Luft auflöst. Sie kam nicht dazu abzumagern. Sie war verändert, aber nicht ausgezehrt, als sie starb. Der Körper einer Frau, die noch unter den Lebenden weilte. Sie hatte auch noch ihre Haare, braun, brüchig und ausgefranst vom wochenlangen Liegen.

Durch das Fenster des Zimmers, in dem sie starb, konnte ich auf den Lake Superior sehen, den größten Süßwassersee der Welt und den kältesten. Allerdings war das nicht ganz leicht. Ich musste das Gesicht seitlich gegen die Scheibe drücken, dann konnte ich ein Stück von ihm sehen, das sich bis zum Horizont hinzog.

»Ein Zimmer mit Ausblick!«, rief meine Mutter, obwohl sie zu schwach war, um aufzustehen und sich den See selbst anzusehen. Und dann, leiser: »Mein ganzes Leben lang habe ich auf ein Zimmer mit Ausblick gewartet.«

Sie wollte im Sitzen sterben, also nahm ich alle Kissen, die ich kriegen konnte, und stopfte sie ihr hinter den Rücken. Am liebsten hätte ich sie aus dem Krankenhaus herausgeholt und zum Sterben auf eine Wiese mit Schafgarben gesetzt. Ich deckte sie mit einem Quilt zu, den

ich von zu Hause mitgebracht und den sie selbst aus alten Kleiderresten zusammengenäht hatte.

»Schaff das Ding fort!«, knurrte sie böse und strampelte wie ein Schwimmer mit den Beinen, um die Decke abzuwerfen.

Ich beobachtete meine Mutter. Draußen glitzerten die Gehwege und die verharschten Schneehaufen in der Sonne. Heute war Saint Patrick's Day, und die Schwestern brachten ihr einen Wackelpeter, der, viereckig und grün, auf dem Tisch neben ihr wabbelte. Wie sich herausstellen sollte, war es der letzte ganze Tag in ihrem Leben, und die meiste Zeit davon lag sie ruhig mit offenen Augen da, weder schlafend noch wachend, zeitweise bei klarem Bewusstsein, zeitweise halluzinierend.

An diesem Abend verließ ich sie, obwohl ich eigentlich nicht wollte. Die Schwestern und Ärzte hatten Eddie und mir gesagt, dass es so weit sei. Ich hatte das so verstanden, dass sie in ein paar Wochen sterben würde. Ich dachte, dass Krebskranke dahinsiechten. Karen und Paul wollten am nächsten Morgen mit dem Auto zusammen aus Minneapolis kommen, und die Eltern meiner Mutter wurden in ein paar Tagen aus Alabama erwartet, aber Leif war immer noch unauffindbar. Eddie und ich hatten seine Freunde und deren Eltern angerufen und ihm eine Nachricht hinterlassen mit der Bitte, sich zu melden, aber er hatte sich nicht gemeldet. Ich beschloss, das Krankenhaus für eine Nacht zu verlassen, um ihn zu suchen und ihn eigenhändig ins Krankenhaus zu schleppen.

»Morgen früh bin ich wieder da«, sagte ich zu meiner Mutter und blickte zu Eddie hinüber, der, halb liegend, auf der kleinen Vinylcouch saß. »Und zwar mit Leif.«

Als sie seinen Namen hörte, schlug sie die Augen auf: blau und leuchtend, genau so, wie sie immer gewesen waren. Trotz allem hatten sie sich nicht verändert.

»Wie ist es möglich, dass du nicht böse auf ihn bist?«, fragte ich sie verbittert wohl zum zehnten Mal.

»Man kann einen Hund nicht zum Jagen tragen«, antwortete sie darauf gewöhnlich. Oder: »Cheryl, er ist erst achtzehn.« Aber diesmal sah sie mich nur an und sagte: »Schatz.« Genauso hatte sie reagiert, als ich mich wegen ihrer Socken aufregte. Wie überhaupt immer, wenn sie sah, dass ich litt, weil etwas nicht so war, wie ich es gern hätte. Dann versuchte sie mich mit diesem einen Wort davon zu überzeugen, dass ich die Dinge so nehmen musste, wie sie waren.

»Morgen sind wir alle vereint«, sagte ich. »Und dann bleiben wir alle hier bei dir, einverstanden? Keiner wird gehen.« Ich fasste durch die überall um sie herumhängenden Schläuche und streichelte ihr die Schulter. »Ich liebe dich«, sagte ich und beugte mich vor, um sie zu küssen, doch sie wehrte mich ab, denn ihre Schmerzen waren zu groß, um auch nur einen Kuss auszuhalten.

»Liebe«, hauchte sie, zu schwach, um »ich« und »dich« zu sagen. »Liebe«, wiederholte sie, als ich das Zimmer verließ.

Ich fuhr mit dem Aufzug nach unten, trat auf die kalte Straße hinaus und ging den Gehweg entlang. Ich kam an einer Bar vorbei. Sie war gerammelt voll, wie ich durch ein großes Fenster sehen konnte. Die Gäste trugen glänzende grüne Papierhüte, grüne Hemden und grüne Hosenträger und tranken grünes Bier. Ein Betrunkener fing meinen Blick auf und deutete mit dem Finger auf mich. Sein Gesicht brach in stummes Gelächter aus.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)